

Wolfgang Koeppen

Eine unglückliche
Liebe

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1085 der Bibliothek Suhrkamp

Als Wolfgang Koeppen (1906-1996) mit *Eine unglückliche Liebe* debütierte, schrieb Herbert Ihering im *Berliner Tageblatt*: »Ob die Orte, wo der Roman ›spielt‹, in der Schweiz oder in Italien liegen, ob es ein Kellerkabarett oder ein internationaler Fernzug ist, ob Rom, Neapel, Bologna oder Venedig gemeint sind, Friedrichs und Sybills seltsame Beziehungen zueinander sind romantische Irrfahrten der Seele und der Sinne, empfindsame Reisen ohne Sentimentalität, schweifende Fahrten an den Abhängen des Glücks, am schönsten, am erschütterndsten, wenn die Vergeblichkeit der Sehnsucht in den Humor umschlägt, in eine Lust am Spiel ... Die Verzauberung der Wirklichkeit wie in den Filmen Rene Clairs. Phantastik, geistig überglänzt.«

Wolfgang Koeppen
Eine unglückliche Liebe

Roman

Suhrkamp Verlag

Die erste Ausgabe des Romans erschien 1934
im Bruno Cassirer Verlag, Berlin.

Erste Auflage dieser Ausgabe 2025
© 1991, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24445-6

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Eine unglückliche Liebe

Als Friedrich zum erstenmal über eine Grenze in ein anderes Land reiste, waren ihm Grenzen nicht fremd. Als Kind hatte er in einem vom Krieg zerschossenen Dorf im Schatten der östlichen Blockhauslinie eine Grenze brennen gesehen, und später war er als junger Mensch in der Stadt an der See oft auf den hohen Backsteinturm der Kirche von St. Nikolai gestiegen, um über das Meer zu blicken, wo man in der hellen Luft zwischen Wasser und Himmel mit den Augen den Schiffen folgen konnte, bis sie, weit, weit draußen, im Dunst des Horizonts eingingen und unsichtbar wurden, so daß nur die Sehnsucht sie begleiten konnte auf ihrer Fahrt über die Rote-Bojen-Grenze der vaterländischen Gewässer hinaus auf die tragenden Wellen. Grenzen waren dies, von denen die eine schrecklich sich zeigte mit Rauch und Flammen, Verheerung und verreckten Pferden im Gehänge aufgerissener Verhaue, während die andere wie ein Traum lockte, der uns dem Nachbarn entführt in ein seliges Reich. Die neue Grenze aber war ein anderes Ding, war Paß und Zoll, war Wechsel von Uniform und Sprache, Stempelschlag und fremder Münzen Geklimper und eine andere neue Lokomotive vor dem Zug, der, als er weiterschnaufte, überraschte, wie er eine Landschaft vor das Fenster brachte, die eine Zwillingsschwester der eben verlassenen heimatlichen sein mußte. Hügelberge und Täler mit spärlichem Schnee bedeckt, sprießende Wintersaat, Menschen am Wege, Häuser, Dörfer, Tiere, Automobile und Radfahrer zeigten sich vertraut und freundlich, bis die Nacht sich senkte und im Dunkel die Gegend schroffer zu werden schien. Dann hielt der Zug Einfahrt in die bekannte Fremdenstadt.

Indem er seinen Koffer auf den Bahnsteig stellte, fragte er sich, ob die Stadt, zu der dieser Bahnsteig gehörte, das Ziel oder nur eine Station seiner Reise sein würde. Sein Wille war es, weiterzufahren nach dem Süden, und eine Fahrkarte dahin trug er in der Tasche; sein Wunsch aber [im geheimen und ohne daß er es jemandem gestanden hätte], hier aufgenommen zu werden und bleiben zu können.

Sibylle lebte in der Fremdenstadt. Sie hatte ihm geschrieben, und ihr Name war in der Zeitung zu lesen gewesen in einer Besprechung über die Artistentruppe, deren Mitglied sie war. Ihretwegen war er angekommen, und sie war auch der einzige Mensch, den er hier kennen konnte. Daß sie ihn nicht auf dem Bahnsteig erwartete, war natürlich. Er wußte, daß sie Verabredungen, die sie zu einer festgelegten Zeit irgendwo hinbestellten, nicht liebte, ja, daß sie unter ihnen leiden konnte, wie ein Kind unter dem Zwang leidet, zur Schule zu müssen, und er hatte ihr seine Ankunft nur ganz ungefähr, in diesen Tagen, gemeldet.

Er dachte daran, zu telefonieren, überlegte aber, daß es gegen acht Uhr und Sibylle auf dem Weg ins Theater sein würde. Und während er so, den Koffer in der Hand, durch die Halle des Bahnhofs wanderte, mußte er auf Leute, die ihn beobachteten, den Eindruck der Unentslossenheit machen. Hoteldiener kamen auf ihn zu, schätzten ihn ab vom Hut bis zu den Absätzen, ob sie wohl schief getreten, und boten ihm die Dienste ihrer Häuser an. Was aber sagten ihm die Namen, die sie nannten? Wußte er, ob er Geld genug haben würde für das Grand Hotel am See? Entsprachen die Drei Könige seinen Absichten? Er wollte zu Sibylle. Das verstand

sich von selbst. Sie wohnte im Gasthof zum Heiligen Petrus, und er nahm ein Auto um hinzukommen.

Die Straßen waren voll Licht und Leben. Ich bin reich, sagte die Fremdenstadt. Wer ankam, sollte es wissen. Die Straße vom Bahnhof fort war eine Verkündigung. Im Krieg war die Stadt neutral geblieben, von Granaten und Krisen unerschüttert, von Reparationen, Kriegsschulden und Inflationen verschont, standen ihre Banken wie feste Burgen da. Graue, schwere Steine im Fundament, schmiedeeiserne Gitter vor den Fenstern und den Portalen, Karyatiden, darstellend den Gott Merkur und den Riesen Atlas, rankten die Fassaden hoch und wurden mit allem zusammengepreßt zu einem Kasten, schwer und fest, ganz so wie Thomas Cooks Traveller Check Büro in Form eines handlichen Koffers gezeigt wird auf den Plakaten einer klug berechneten Werbung: der Reisekreditbrief ist die Bank in eurer Tasche. Daneben blendeten Spiegelscheiben. Juweliere, Schneider, Ledersachen aus Krokodil, Schlangen und Büffelfell und zarte Tageslichtlampenscheine über Lyoner Seide. Friedrich bemerkte dies, in seinem Wagen schwimmend wie in einem Kahn, während die Signale riesiger, schwarzlackiger, kräftig brummender Limousinen wie Schiffssirenen ihn umheulten, und hatte, als der Wagen abbiegen wollte in eine Nebenstraße, wieder den Zweifel, die Angst, ob es klug gehandelt sein würde, im Heiligen Petrus neben dem Zimmer Sibylles zu mieten. Nichts war vorauszusehen, und der Schrecken, der Sibylle ihm gewesen und der vielleicht nur schlafen gegangen war, konnte ihn, Wand an Wand mit ihr ruhend, wieder ganz umfassen. Er schob eilig die Scheibe zum Chauffeursitz zur Seite und

sagte: »Nein, halten Sie«, und nannte nun doch den Namen des großen Hotels am See.

Dieser Entschluß war zunächst eine Befreiung. Die Fahrt ging weiter und forderte nichts von ihm, als eingeschlossen zu bleiben in der Bewegung, die zu ruhen erlaubte, während ein Weg getan wurde. Von einer lang geschwungenen Brücke warfen hohe Bogenlampen einen Teil ihres Schimmers in die Tiefe, in der zu beiden Seiten der See sich ausbreitete, dessen rechtes Ufer die Straße nun lang führte. Durch die Ritzen der Türen und Fenster mischte sich Nässe in die leicht nach Benzin und Gummi riechende Luft im Innern des Autos. Über dem Ufer der jenseitigen Promenade blühten Nebellichter in milchfarbenen schwelenden Kugeln. Vom schwarzen Spiegel des Wassers stiegen Schwaden zu ausgelassenen Tänzen gespenstischer Gestalten auf. Wer vom Ufer aus in den Brodem blickte, konnte Ungeheuer sehen. Wenn eine Welle glucksend über eine andere stieg, war es, als wäre ein Mensch in diesen Strudel geworfen und würde nun gezogen von dem Sog, daß Blasen aufstiegen, bis er im Morastbett der winterschlafenden Amphibien vom Tang gefesselt endete. Der Chauffeur hatte das Tempo gesteigert, der Wagen schleuderte auf den feuchten Spritzern des Asphalts, grenzenlos schien die Stadt sich zu dehnen, und Friedrich fürchtete mit einemmal, in diesem Hotel weit von allem entfernt zu werden.

Obwohl es teuer war, wirkte das Zimmer arm. Die Hotelleitung, das war zu begreifen, hatte sich den Spaß gemacht, eine Strafzelle zu bauen für Gäste, die der Dürftigkeit ihrer Finanzverhältnisse wegen, die in keinem Bankbuch verzeichnet standen, nicht in dieses

Haus gehörten und Schuld auf sich geladen hatten, weil sie nun doch gekommen waren. Auch die Gitter vor dem Fenster fehlten nicht, doch waren sie wohl angebracht, den Mieter vor der Versuchung zu schützen, durch einen Sprung hinaus sich nicht nur der unbezahlten Rechnung, sondern allen Forderungen des Lebens überhaupt zu entziehen.

In der Halle hatten Pagen gestanden mit scharlachroten Aufschlägen auf atlasweißen Livreen. Sie waren die Boten des Herrn [im schwarzen Rock thronend auf einem erhöhten Pult] und auserwählt nach gradem Wuchs und hübschem Gesicht, Vorzüge vor anderen, die sie in Gang und Blick genügend zur Schau stellten. Sie waren Engel von dieser Welt, gebadet und gebürstet, liebe Jungens, die vor den Küchenfenstern Fußball spielten, wenn sie nicht gerade Dienst taten in der Halle und in den Gängen, mit den wasserblauen Augen eines alten Wucherers über dem letzten Silber einer todkranken Frau. Sie verhafteten den Gast bei seinem Eintritt, gefällig, indem sie eine Gasse bildeten, die ohne jede Gnade zum Chef des Empfangs führte. Der wartete in der mannfröhlichen Haltung eines amerikanischen Filmhelden, von dem jedes Kind heute weiß, daß er unter dem Tuch seines ehrbaren Rocks eine Waffe im Anschlag hält. Er fragte, wie lange der Herr zu bleiben wünsche, eventuell müsse man der Präfektur eine Meldung machen, der Berechtigung wegen, in der Fremdenstadt zu leben.

Friedrich erkannte, es ist ein Fehler, und er bringt mich ihr nicht näher. Hinter den Gittern des Fensters war der See zu sehen, großartig und stumm, ein unheimliches Feld, berieselt von Nebel und unruhigem

Licht. Berge waren nicht zu erspähen, aber sie mußten da sein, hinten in der Finsternis, mit reinen weißen Häuptern, noch über den Wolken, klar unter den Sternen.

Ich werde nicht hingehen, ich werde einen Brief schreiben. Friedrich fürchtete, im Theater Erleuchtungen anheimzufallen, Blitzen, die seine besondere Stellung in dieser Sache eindeutig erhellen würden, ausgesetzt zu sein und geblendet wieder in den Strudel schrecklichster Not zu fallen, aus dem er sich, wenn auch verwundet, gerettet glaubte. Ich werde ihr einen Brief schreiben, sie kann mir eine Antwort geben, und wir werden uns an einem Ort treffen, der nicht der Dschungel der Kulissen ist. Er machte ihr den Vorschlag, mit ihm zu frühstücken, in einem hellen, freundlichen Café, das sie nennen sollte. Er läutete, wie eben ein Herr in einem großen Hotel läutet, und gab einem der lebensklugen Pagen den Auftrag, mit dem Brief in das Diana-Varieté zu gehen und auf eine Antwort zu warten. Dann ließ er im starken Strahl Wasser in das wannige Marmorbecken unter den goldbronzenen Leitungshähnen laufen und steckte den Kopf hinein und prustete unter Schaum und Blasen.

Nachdem er sich getrocknet hatte, bemühte er sich zu warten. Er wollte ruhig bleiben, auf und ab gehen, ein Lied summen, aber das Herz machte nicht mit. Es tanzte in der Brust und manchmal sprang es in den Hals, juchhe, juchhei, es war schon schlimm. Er nahm das Telephonbuch der fremden Stadt und las die Namen fremder Menschen. Da beneidete er jeden, der hier wohnen durfte, hier Zahnarzt und Spengler sein konnte, denn es war anzunehmen, daß die Truppe mit

Sibylle noch längere Zeit in der Stadt bleiben würde. Er liebte sie also noch, das war sicher, und es überraschte ihn nicht. Er hatte nie aufgehört, sie zu lieben, aber die Leidenschaft mit all ihren Höhen und Tiefen war ruhiger geworden, nachdem Sibylle abgefahren und fortgeblieben. Sie zu lieben ist mein Schicksal, und ich muß es annehmen. Das war seine Überzeugung geworden, ein trauriger Trost, an den er sich klammerte, seit er versucht hatte, einen Stern vom Himmel zu holen, um von ihr aufgenommen zu werden. Sie hatte ihn aber nicht aufgenommen, nicht aufgefangen, sondern ihn liegen gelassen mit gebrochenem Rückgrat, nicht ohne noch im Weggehen einigen zuzurufen, da liegt der Mann, der mir einen Stern vom Himmel holen wollte. Und er hatte sich am Boden gewunden wie ein Wurm.

Es war nicht auszudenken, welche Bosheit sie diesmal erzeugen würde, wenn sie den Brief bekam. Es war nicht richtig gewesen, zu schreiben, aber es wäre auch nicht richtig gewesen, hinzugehen. Der Fall war jeder Hoffnung bar. Aber war sie böse? Er wollte jetzt eine Rolle spielen, den Mann, der satt ist, der im Vorbeigehen zu wichtigeren Geschäften und schöneren Abenteuern mal hinschaut, so aus Neugier, was eine alte Freundin macht. Da war das Hotel vielleicht doch eine gute Basis – wenn die Haltung echt gewesen wäre. So wurde er schon wieder schwankend. War sie nicht zart und lieb? Ein kleines Mädchen nur? Und alles andere schlimme Mißverständnisse, die, wenn sie erst mal aufgeklärt, den Himmel nicht mehr trüben konnten?

Um zehn Uhr klopfte der scharlachrot und atlasweiße Page wieder an die Tür und gab der Hand, die Friedrich ihm entgegenstreckte, keinen Brief. Er sagte: »Die

Dame erwartet Sie um halb zwölf am Bühneneingang.« Das war eine Bombe und eine Erlösung zugleich, grad wie man bei Stimmung war und jedenfalls ein Anlaß, aus dem Zimmer und in die unbekannte Stadt zu gehen.

Das Diana-Varieté, sagte man, ist in der Altstadt. Er ging am Seeufer entlang der Gegend, wo die Lichter sich vermehrten, zu, und all die Kälte des Wassers, die er bisher nur durch Scheiben hindurch gefühlt hatte, stand nun direkt gegen ihn auf. Am bereiften Geländer der langen und breiten Brücke schon war er erstarrt. Ihm war, als hätte der Frost mit Schlingen aus der nassen Tiefe heraus nach ihm geworfen. Er zitterte, aber das konnte auch die Erregung sein. Er fragte einen Mann nach dem Weg und brachte kein Wort über die Lippen. Der Mann schaute ihn an und trat zur Seite, ängstlich und mißtrauend. Schließlich stieß Friedrich nur dies »Diana« wie einen Schrei in die Luft. Der Mann kam wieder näher und lachte. Er sagte: »Noch etwas weiter und dann rechts rein in die Gasse.« Friedrich dachte: er will mir den Rücken klopfen. Das Gesicht des Mannes drückte Solidarität aus. »Da brauchen Sie sich nicht zu genieren, hier bei uns nicht«, das waren die Worte, mit denen er weiterging.

Die Gasse rechts war krumm und alt. Giebelhäuser erinnerten an das alte Frankfurt und an das Gängeviertel in Hamburg, Gegenden, die Friedrich aus einem romantischen Empfinden heraus liebte, doch wunderte er sich, in dieser doch wohl armen Straße das Varieté zu finden. Überall lockten Schenken. Licht glühte farbig hinter verhangenen Scheiben. Wenn eine Tür aufging, dünstete es warm nach Menschen, Bier, Wein, Zigarrenrauch und Schweiß von der Geschäftigkeit der Die-

nerinnen. Die Stuben waren so voll, daß sie zu bersten schienen, und Friedrichs Eindruck war, daß gelegentlich der offenen Tür sich alle aneinander festklammerten, damit keiner weggeweht werde. Es waren Gemeinschaften, die verbunden bleiben wollten. Auf dem Pflaster der Gasse dagegen war der Verkehr gering. Man wußte nicht, auf welchen Wegen die Leute in die Lokale kamen oder aus ihnen fortgingen. Sollten sie Hintereingänge zu den Höfen der anderen Häuser benutzen, oder unterirdische Fallen, oder auch, war es möglich, daß die Gäste früh gekommen waren und zur Nacht bleiben wollten? Ein Schutzmann sah vor sich hin. In seinem Umhang glich er einer Schnecke in ihrem Schilderhaus. Er war geschützt, nichts konnte ihm geschehen, er blickte gleichmütig in den Rinnsteinfluß, und Friedrich fragte wieder »Diana«.

Das Standbild eines Schutzmanns reckte den Arm, »da!«, und ein Knüppel zuckte weiß in die Richtung. »Da!« waren Leuchtbuchstaben. Sie kletterten übereinander hoch. Das Auge mußte sich erst an den Rhythmus gewöhnen, dann konnte es entziffern: Diana-Variété-Theater.

Was bedeutete dies: ein Keller- und ein Haupteingang? Im Schaukasten neben dem Haupteingang hingen Bilder nicht zu verkennender Art. Mädchengruppen, die ausgezogen waren bis auf ein flimmerndes, fischschuppenähnliches Etwas um die Lenden, ein Höschen, ein Halt im Schritt, den die Augen gerade noch fassen konnten um sich draufzustürzen, so daß ein Minimum von Phantasie genügte, das kleine Bißchen, das die Gäste dieses Lokals grade noch mitbringen mochten, um sich im Hirn damit zu beschäftigen, wel-

che Entkleidungen, Verfärbungen, Spiele und Überraschungen hier noch möglich wären. Daneben fehlte nicht der kräftige Mann mit den Zentnerhanteln hoch über dem Haupt, den Muskelwülsten aus reißendem Trikot, noch die Sängerin mit fallendem Fett auf grauem Gesicht und entblößtem Busen und mit gläsernen, flammenden Kirschen im wasserwelligen Haar.

Sibylle! Wo war sie? Sein Gesicht preßte sich platt gegen die Scheiben, er schmeckte Schmiere und das Salz von Tränen und tastete die Gesichter ab, mühte sich die Reihe durch und sah Kuhaugen, leere, willige Gesichter, neckisch winkende Finger, Leidenschaft mimende Züge, verhärmte Münder; es war widerlich. Er wurde rot. Wurde rot, hier, wo niemand ihn kennen konnte. Er fragte sich, was mag er denken, als ein Mensch vorüberging. Dies nur für eine Sekunde. Dann wieder: Sibylle! Aber wo war sie? Dies konnte die Truppe nicht sein, bei der sie spielte. Das war unmöglich. Nie hätte das Blatt, in dem er die Besprechung gelesen hatte, ein Wort über die Szenen geschrieben, die aus dem Kasten ihn anstarrten. Da sah er wieder den Eingang zum Keller, und auch dort, in der Tiefe, so daß man sich bücken mußte, um zu sehen, war ein Schaukasten aufgestellt.

Ein Kindergesicht und ein wenig traurig, das war sie, und die da, hinter der blauweißgestreiften Schulmädchenschürze und lässig in der Haltung, die war sie auch. »Sibylle«, es war schon wieder der verhaltene Ton in seiner Stimme, das Flüstern wie zu ihr gesprochen, und heiß lief es ihm den Nacken runter, und er liebte sie und hoffte, ihre Hände würden noch immer ein wenig schmutzig sein und die leichten, wendigen Finger, wenn man sich beugte, sie zu küssen, den Geruch haben nach

bunten Glasbonbons und braunem Kräuteressig.

»Ah' tu es belle!«, da hatte einer es hingeschrieben, da, wo ihre Wange endete am Hals, da stand es geschrieben, »Ah' tu es belle!«; der Mann mußte seinen Stift durch das Gitter gezwängt haben, die Scheibe war da zerschlagen, und dann unter Mühen geschrieben haben: »Ah' tu es belle!« Ja, er sollte sich freuen. Sie würde sagen, du freust dich nicht, wenn ich gefalle. Doch, er freute sich. Er lachte sogar. Aber er fürchtete auch für den Mann, der das geschrieben. Sie lächelte. Ein Italiener hätte vielleicht »o belle dolce« geschrieben. Ihre Kollegen blickten daneben finster drein. Eine Frau mit einem schönen römischen Kopf. Junge Leute in bewußt getragenen Sweatern. Das Ganze wirkte russisch. Es konnte ein Kellerkabarett in Moskau sein, um ganz deutlich zu werden, aber das war es eben nicht, um es noch deutlicher auszudrücken.

Dann stiegen sie empor. Menschen über Menschen. Es war unfasslich, daß so viele Zuschauer in diesem Keller Platz gefunden hatten. Doch sahen sie weder zerdrückt noch mitgenommen aus. Sie trugen gute Mäntel und die Frauen Hüte nach der Mode auf dem Kopf. Einige verschwanden sogar in den Autos, die plötzlich von überallher angeschnurrt kamen. Wenn man ihn gefragt, hätte Friedrich geantwortet: es kamen bürgerliche Menschen des gebildeten Mittelstandes aus der Tiefe.

Er selbst ging hinunter. Das heißt, er entschloß sich dazu. Es war ein Wille nötig, um die Stufen hinunterzugehen und in das Lokal einzutreten. Ein Vorraum zeigte ein Büfett. Garderobenfrauen und Kellner rechneten mit einem dicken Mann hinter der Theke ab. Ein Mädchen schrie scharf dazwischen. Es handelte sich um die

Zahl der verkauften Bilder von den Künstlern. Das Mädchen ereiferte sich in grotesker Weise. Sie verteidigte eine geringe Summe, wie wenn an ihr das Leben gehangen hätte. Sie gehörte zu der Truppe und war die Kassiererin, die mit in der Welt herumreiste.

Friedrich hätte durch den Vorraum in den Saal gehen müssen. Er wagte es aber nicht, die Sperre zu passieren. Er hatte die Vision, die scharfe Stimme der Kassiererin würde auch noch nach der Vorstellung in leidenschaftlicher, angeborener Hingabe an ihr Amt nach ihm haken und ein Entree fordern. Nicht, daß ihm die Summe leid getan hätte, aber er schämte sich des Bildes einer Szene, in der er zahlen würde, um nicht zu schelten, doch ohne es nötig zu haben, selbst ohne daß es sinnvoll wäre. Er blieb lieber vor dem Büfett stehen und bestellte ein Getränk, um seiner Haltung ein Recht zu geben.

Dies ging so, bis ein junger Mensch aus dem Saal kam, einer der auf den Bildern draußen in Sweatern Gezeigten, auf Friedrich zuging und ihm die Hand reichte: »Kommen Sie nur«, sprach er, und es war etwas in seiner Stimme, das nach Freude und Begrüßung klang. Friedrich folgte ihm in den Saal und war bedrückt von einer Ahnung, wenn er die Situation auch noch nicht verstand. »Hier ist er«, rief der junge Mann im Sweater, nachdem sie den Saal durchquert hatten, dieses Schlachtfeld ineinander gerannter Stuhlreihen, »hier ist er und da«, er deutete zur Bühne hin, »ist Sibylle«. Die dann auch gleich durch die Lücke des Vorhangs über die Rampe herunter sprang, lachte und Friedrich die Hand reichte, beiläufig, lebenswürdig, vertraut: »Da bist du ja, du altes Stück.« Und dann: »Kennt ihr euch,

ich denke doch, du kennst doch Fedor«, und nun erinnerte sich Friedrich, erinnerte sich an Kaffeehäuser und nächtliche Tingeltangel und an einen jungen Russen, der mit tiefer Stimme Lieder gesungen hatte von der Not und der Empörung, Fedor, der Mann im Sweater –, er sah ihn an.

Es kamen dann noch andere von der Bühne herunter, der Römerkopf, die derbe Gestalt einer Bäuerin aus früheren Zeiten, ein langaufgeschossener Albino-mensch mit wäßrigen Augen, Ania, ein Kind vergraben in einem Schafspelz, Clown der Truppe und jetzt hastig und hüstelnd im weichen Mund eine Zigarette zerrau-chend. Sie alle bildeten einen Kreis um Friedrich, begrüßten ihn und fragten nach dem Zuhause, wie sie das Land nannten, aus dem er abgefahren, obwohl sie auch dort, Russen, von der Welle, die 1917 sich erhoben, verschlagen, nicht eigentlich in der Heimat gewesen waren. Fedor übernahm die Führung, sprach für Friedrich, antwortete für ihn auf Fragen [zu denen Friedrich sich noch nicht gesammelt hatte] und sagte schließlich »du« zu ihm, mit einer generösen, brüderlichen Geste seinen Arm nehmend, »was willst du trinken, wir wollen was essen, komm zum Büfett.«

Es war ein langer Tisch aufgestellt, an dem außer den Truppenmitgliedern noch weitere Personen saßen. Menschen, die nicht direkt mit dem Kabarett zusammenhingen, aber doch Freunde waren, die von dem einen oder dem anderen Mitglied ernährt wurden. Friedrich blickte in Gesichter, die alle einen gespannten, hungrigen und unruhigen Ausdruck hatten. Es sind Flüchtlinge, konstatierte er, und dachte dann, aber der Zar lebt nicht mehr, warum also sitzen sie hier im Keller